



Die Textilindustrie kommt immer wieder ins Gerede: Arbeiterin in einer Textilfabrik im ostchinesischen Huaibai. Manche chinesische Wanderarbeiterinnen können ihre Stellung in der Familie aufwerten, wenn sie Geld nach Hause schicken.

Foto AP

## Des einen Kleid, des andren Leid

Eine Trekkingsocke macht richtig viel Arbeit: Imke Müller-Hellmann gibt eine Sammlung von Momentaufnahmen der globalen Textilindustrie. Die Erklärung, was sich ändern muss, überlässt sie den Betroffenen.

Viele der Dinge, mit denen wir uns täglich umgeben, stammen aus anderen Teilen der Welt. Doch von den Menschen, die diese Produkte herstellen, erfahren wir allenfalls, wenn Katastrophen oder skandalöse Arbeitsbedingungen es für ein paar Tage in unsere Schlagzeilen schaffen. Imke Müller-Hellmann hat sich die Etiketten einiger ihrer Lieblingskleidungsstücke angesehen – vom Slip „Claudia“ über die „Moon River Jacket“ bis zu den „Vintage Boots“ – und sich auf die Suche nach

Menschen gemacht, die an ihrer Herstellung beteiligt waren. Ausgestattet mit einem Grenzgänger-Stipendium der Robert-Bosch-Stiftung, führten ihre Reisen sie in Fabriken in Deutschland, Vietnam, Bangladesch, China und Portugal.

Jedes Kapitel ihres Reiseberichts vermittelt einen ganz und gar nicht touristischen Eindruck davon, wie es sich anfühlt, für ein paar Tage in einer Stadt wie Hanoi oder Dhaka oder Hongkong unterwegs zu sein. Im Mittelpunkt des Buches stehen jedoch die Menschen, die die Autorin getroffen hat, die berührenden, manchmal witzigen, absurden oder auch heiklen Begegnungen und die Wege, diese erst einmal einzufädeln. Müller-Hellmann hat die Menschen nach ihrem Tagesablauf, ihrer Arbeit, ihrer Freizeit, ihren Familien und ihren Träumen gefragt und ihre Antworten mal mitfühlend, mal lakonisch, mal mit kaum verhohlenen Entsetzens protokolliert und hier und da um Hintergrundinformationen ergänzt.

So bekommt sie von Herrn B., der die Autorin durch eine schwäbische Textilfirma führt, einen ersten Eindruck von der komplexen Materie der Kleidungsherstellung: Welche Fasern gibt es, wie sehen sie aus, woher stammen sie, wie und wo werden die Rohstoffe angebaut oder herge-

stellt? Sie erfährt von den Sorgen der Einkäufer, alles rechtzeitig auf Lager zu haben – die Chinesen, so Herr B., kaufen ja den Weltmarkt leer –, sie lässt sich die riesigen Spinnmaschinen erklären, das komplizierte Veredeln, das Zuschneiden, Bügeln und Nähen. Ein Sportartikelhersteller vom Bodensee erklärt die unterschiedlichen Qualitätssiegel, im Sauerland lässt sich Müller-Hellmann zeigen, wie viel Handarbeit in Trekkingsocken steckt, in Thüringen die Feinheiten der Garnproduktion: „Eine Welt tut sich auf.“

Andere Unternehmen machen es ihr weniger leicht, Ansprechpartner zu finden. Jedes Kapitel beginnt mit E-Mails und Notizen zu Telefonaten, mit denen die Autorin einen Termin in den Firmen zu ergattern versuchte. Man lege Wert auf Transparenz, Doch dann sei es praktisch unmöglich, einen an der Produktion eines konkreten Stücks Beteiligten zu finden, der Manager sei leider im Urlaub, man sei generell skeptisch, wenn sich jemand von der Presse ankündige, und überhaupt: Die Produktion finde in China statt, ob sie bedacht habe, dass das eine andere Kultur sei.

Müller-Hellmann bleibt hartnäckig, trifft einen Großrestaurateur Manager, der sich in einem Edelrestaurant damit brüstet, all die „nicht zu Ende gedachten“ Re-

gelungen zu Arbeitsbedingungen, Mindestlöhnen, Gewerkschaften und Chemikalien zu unterschreiben, um sie dann doch zu ignorieren. Die Gewerkschaften schürten nur Unzufriedenheit, hört sie von einem Manager in Hanoi, wenn der eine ein Privatflugzeug habe, wolle der andere eben auch eines. Der monatliche Mindestlohn, ergänzt die Autorin, beträgt in Hanoi 125 Euro, in den Außenbezirken 110 Euro. Sind das unbedachte Sprüche Einzelner oder typische für die Branche? Das Urteil überlässt die Autorin dem Leser und fragt und sammelt weiter.

So entsteht in vielen Gesprächen ein Bild davon, was die Näherinnen und Näher in den „Billiglohnländern“ zu leisten haben. Chinesische Wanderarbeiterinnen arbeiten sechs Tage die Woche mindestens zwölf Stunden am Tag im Akkord, immer wieder dieselben Handgriffe, schlafen und essen in der Fabrik, für 480 bis 680 Euro im Monat. Das sei viel Geld, sagt eine Gesprächspartnerin, die Wanderarbeiterinnen anwirbt, und die Stellung der Frau in der Familie steige, wenn sie Geld schicken könne. Mit den Arbeiterinnen selbst darf die Autorin nicht sprechen, sie habe nicht die richtigen Papiere vorzuweisen.

In einem Betrieb muss die Autorin lange warten, bis sie eintreten darf, und fin-

det dann überraschend viele Feuerlöscher und Evakuierungspläne vor. In einem anderen sieht sie fensterlose Räume mit niedrigen Decken, in denen Hunderte von Männern an alten Nähmaschinen arbeiten. Viele der Näherinnen, die Müller-Hellmann trifft, wirken schüchtern. „Am Sonntag gehen wir aus“, berichtet Bui Thi Hong Nhung, die in Vietnam eine Musterabteilung leitet. Wohin? In den Supermarkt, einkaufen für die Woche. Die zehn Tage Urlaub verbringt sie bei der Familie ihres Mannes, die eigenen Eltern sieht sie alle drei Jahre. Die Kinder vieler Arbeiterinnen wachsen bei den Großeltern auf.

Auf die Frage, was sie sich für die Zukunft wünschen, fallen ihnen erst nach einigem Überlegen persönliche Wünsche ein. Was unbedingt in dem Buch stehen soll? Dass wir unsere Arbeit lieben und sie sorgfältig machen und stolz darauf sind und noch lange für die Firma arbeiten möchten. Die Autorin: „Okay, sage ich, danke.“

Manager schwärmen von modernen Kläranlagen, von geregelten Arbeitszeiten und Erste-Hilfe-Koffern. Die lügen, sagt ein Fahrer und berichtet von Überstunden, ausfallenden freien Tagen und verspäteter oder gar nicht gezahltem Lohn. Die Autorin protokolliert und fragt: Was können

die Menschen in Deutschland tun? Die Gewerkschaft unterstützen, sagt der Fahrer. Deutschland müsse Druck ausüben. „Kauft mehr, dann verdienen die Näherinnen mehr Geld!“, empfiehlt eine Gesprächspartnerin. Dieser Wahnsinn gegenüber Mensch und Natur wird nicht mehr lange Bestand haben, kauft Qualität, nicht das billige Zeug, sagt ein Dritter.

Dieses Buch ist weder soziologischer Analyse noch Enthüllungsjournalismus auf der Suche nach Skandalen. Stattdessen kommt es den Menschen ungewohnt nah und liefert eine Sammlung von Momentaufnahmen, die nicht vorgeben, mehr zu sein. Ein eindringliches Buch, das nicht unbedingt neue Fakten vermittelt, aber die konkreten Menschen hinter den Kleidungsstücken sichtbar macht und zeigt, welche Auswirkungen das billig und immer billiger auf sie hat.

MANUELA LENZEN



Imke Müller-Hellmann: „Leute machen Kleider“. Eine Reise durch die globale Textilindustrie.

Osburg Verlag, Hamburg 2017, 284 S., geb., 20,- €.

## Damit nicht vergessen werde, was einst geschah

Drei neue Übersetzungen machen neugierig auf die Geschichtsschreiber Herodot, Thukydides und Xenophon

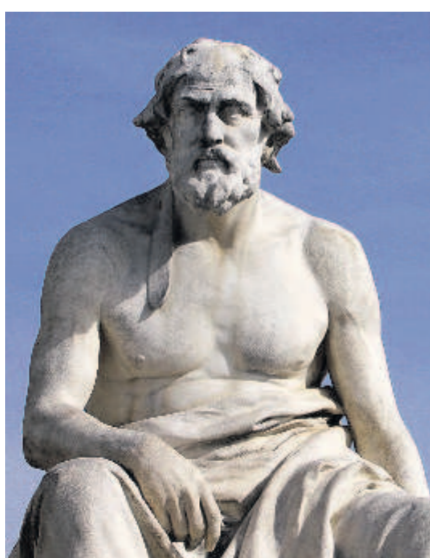
Wie die Göttin Athena erwachsen, gerüstet und im Vollbesitz ihrer Weisheit aus dem Haupt ihres Vaters Zeus entsprang, so steht die griechische Geschichtsschreibung – und damit in vielerlei Hinsicht der europäische Weg, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen – in ihren ersten Vertretern fertig vor uns. Gewiss, die gelehrte Forschung hat vielfältige Vorgesichten und Kontexte aufgezeigt, von den Kriegs- und Seefahrerzählungen Homers über die Welterkundung der ionischen Denker bis zur Argumentationskunst der Sophisten. Wandel und Prozess als konstitutiv für alle Dinge zu denken lehrte Heraklit; die Phänomene so genau wie möglich zu untersuchen, um zu Diagnose und Prognose zu gelangen, führten die Ärzte vor.

Aber es war doch eine einzigartige intellektuelle wie humane Leistung, so gab Herodot nach vielen Reisen seine ab der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christus verfassten „Historien“ mit seinem Namen eröffnete und fortfuhr, er gebe darin „die Darlegung seiner Forschungen“ kund, „damit durch die (fortschreitende) Zeit nicht in Vergessenheit gerate; was durch Menschen einst geschehen ist; auch soll der Ruhm großer und wunderbarer Taten, die sowohl die Griechen als auch die Barbaren getan haben, nicht vergehen; besonders aber soll man die Ursachen wissen, weshalb sie gegeneinander Krieg führten“.

Seitdem kann eine Rede von Geschichte nur Autorität beanspruchen, wenn sie auf genauer Erkundung, historisch, beruht, doch noch die beste Rekonstruktion bleibt belanglos, falls sie sich nicht zu einem Publikum hin öffnet. Herodot nahm als Nachgeborener und angesichts einer bereits weit fortgeschrittenen Monumentalisierung der vielfältigen Erzählungen der Griechen und anderer Gewährsleute von den Perserkriegen und den Generationen davor auf und fügte sie in eine Erzählung ein, in der sich die Menschen und ihre Kollektive wiederfinden konnten, die aber zugleich vor Augen rückte, wie jede Stadt Teil eines großen, zusammenhängenden Geschehens war.

Der Historiker kämpft, so gab Herodot seinen Nachfolgern vor, gegen das Vergessen, er wählt aus und erinnert nur, was bewahrt zu werden verdient – dann aber

Leistungen aller wichtigen Akteure im großen Gewebe, nicht nur einer Seite. Und über alle zauberhaften Geschichten und großen Dramen, die um ihrer selbst willen wie in ihrer Verflechtung erzählt werden, weist auch dieser Historiker bereits auf die Frage nach den Ursachen, wobei das griechische Wort „aitiê“ sowohl Kausalität als auch Schuld meinen kann.



Denkt am Wiener Parlamentsgebäude nach: der Thukydides von Richard Kaufungen (1896)

Foto Picture Alliance

Der etwas jüngere Thukydides vollzog in seinem nunmehr zeitgeschichtlichen Werk ebenso brüsk wie selbstsicher die Scheidung des Autors von seinem Publikum und begründete damit das bis heute vorherrschende Selbstbild von Historikern: Nur ein mit methodischer Kritik und Akribie eines tiefer blickenden Experten betriebenes Ringen um die Vergangenheit schafft Geschichte im besten Sinn, abgesetzt von identitätsstiftenden kollektiven Mythen oder der ästhetischen Überhöhung durch Redner und Dichter.

Diese gehärtete Kunde ist nicht eingängig, sie aufzunehmen ist harte intellektuelle Arbeit und eher eine Sache weniger. So hat sich Thukydides' wichtigste These – die verwickelten Geschehnisse in Griechenland, auf Sizilien sowie in der Ägäis

zwischen 431 und 404 vor Christus als einheitlichen Krieg zwischen Athen und Sparta aufzufassen – zunächst nicht durchgesetzt. Die Antike las das Werk in erster Linie als stilistisches Vorbild, und erst in der Moderne, beginnend mit Hobbes' Übersetzung, wuchs ihm der Ruhm als Grundbuch einer realistischen Anthropologie und Politik zu, das etwa zeigt, wie beim Ausbruch eines Krieges tagespolitische Konflikte von tieferen Ursachen zu unterscheiden sind oder wie in einem Bürgerstaat unter Stress effektive Führung funktionieren kann. Die vielfältige Thukydides-Rezeption haben Klaus Meister und Neville Morley vor wenigen Jahren jeweils monographisch nachgezeichnet.

Der Athener Xenophon schließlich hat sich selbst in eine unglückliche Situation manövriert. Seine hellenische Zeitschichte beginnt ohne Vorrede an der Stelle, wo Thukydides sein Werk unvollendet zurückließ, mitten in den athenischen Verfassungskämpfen und den Gefechten am Hellespont im Sommer 411.

Damit gerierte er sich als Fortsetzer des Thukydides, eine Bürde, die er schon deshalb nicht tragen konnte, weil jener (wie schon Herodot) sein halbes Leben lang an dem einen großen Buch arbeitete, das am Ende dann tatsächlich durch seine überaus raffinierte Komposition und sprachlich-stilistische Meisterschaft herausstach, während sich Xenophon auf vielen Gebieten schriftstellerisch betätigte und die „Hellenika“ als pragmatischen und ziemlich selektiven Bericht ziemlich rasch niedergeschrieben zu haben scheint.

Dafür spricht auch der lakonische Stil. Das Werk schließt nach der unentschiedenen Schlacht bei Mantinea zwischen Athen und Sparta im Jahr 362 mit einer ernüchterten Variante von Brechts Vorgesang-Satz: Spartaner und Thebaner behaupteten jeweils, gesiegt zu haben, doch niemand besaß an Land, Städten und Macht mehr als vor dem Krieg. „Unordnung und Verwirrung in Griechenland aber waren nach der Schlacht noch größer geworden als zuvor.“

Entwicklung und Ergebnisse unseres gegenwärtigen Bildungssystems rechtfertigen aufs Ganze gesehen jeden Pessimismus. Umso lauter ist ein zufälliger Glücksfall zu vermeiden: Binnen Jahresfrist ha-

ben drei Verlage drei neue Übersetzungen der genannten Werke herausgebracht, alle in bemerkenswerter Qualität. Der Göttinger Gräzist Heinz-Günther Nesselrath legt bei Kröner eine texttreue, gleichwohl gut lesbare Übertragung Herodots vor, die papiernes Philologendeutsch ebenso meidet wie unangebrachte Modernismen und sich gegen die lange maßgebliche, des Autors angeblich archaische Erzählweise herausstellende Übersetzung von Walter Marg gut behaupten kann.

Nesselraths Greifswalder Kollege Michael Weißenberger hat gute Chancen, die in Deutschland seit fünf Jahrzehnten bevorzugte Version von Georg Peter Landmann in den Hintergrund treten zu lassen; der Schweizer Schulmann und bekennende Georgianer vertrat einen eigenen literarischen Anspruch, aber seine Fassung bedarf inzwischen wenigstens bei den überaus schwierigen Reden ihrerseits eines Kommentars; Studenten haben Probleme mit ihr. Leider spricht Weißenberger in der neuen Ausgabe nur durch die präzise Übersetzung: Die Einleitung von Antonios Rengakos ist ein adaptierter Handbuchartikel, der trefflich informiert, aber nicht in den Text hineinzieht, und gern läse man einen Essay aus der Werkstatt des übersetzenden Philologen.

Wolfgang Will schließlich gliedert seinen Xenophon durch kleinteilige Zwischenüberschriften und macht damit den episodisch-additiven Duktus des Werkes deutlich. Alle drei Bücher verdienen Aufmerksamkeit, denn so viel Anfang wie bei der Erfindung der Geschichte durch die Griechen war selten. UWE WALTER

**Herodot: „Historien“. Neu übersetzt, herausgegeben und erläutert von Heinz-Günther Nesselrath.** Kröner Verlag, Stuttgart 2017, 988 S., geb., 27,90 €.

**Thukydides: „Der Peloponnesische Krieg“. Griechisch-deutsch.** Übersetzt von Michael Weißenberger. Walter De Gruyter Verlag, Berlin 2017, 1444 S., geb., 99,95 €.

**Xenophon: „Hellenika“. Herausgegeben und übersetzt von Wolfgang Will.** Marix Verlag im Verlagshaus Römerweg, Wiesbaden 2016, 408 S., geb., 42,- €.

## Lippenbekenntnisreligion?

Überall Feinde: Michael Blume deutet die Krise des Islam

An Katastrophenszenarien mangelt es nicht, wenn es um den Islam – insbesondere in Europa – geht. Meist drehen sie sich um eine prophezeiartige Übermacht der Muslime, etwa in Michel Houellebecqs Roman „Unterwerfung“ oder bei Thilo Sarrazin. Ein gegenläufiges Niedergangsszenario der anderen Art entwirft der Religionswissenschaftler Michael Blume. Ihm zufolge ist nämlich der „Islam in der Krise“. Um diese These zu belegen, räumt er mit einigen Vorurteilen auf.

So erkennt Blume keine breite Zunahme islamischer Religiosität in Deutschland, sondern vielmehr einen „stillen Rückzug“ vieler Muslime aus der Religion. Statistiken, die aus der islamischen Welt stammende Deutsche oder Zugewanderte pauschal als Muslime zählen, trügen zu dem verfälschten Eindruck ebenso bei wie die spezielle Regelung der Religionszugehörigkeit im Islam. Der geht in Ermangelung einer Taufe und einer Staatskirche von einer automatischen Vererbung der Konfession aus, kennt zugleich aber in der Regel keine Möglichkeit, aus dem Glauben auszutreten.

Aber auch die schwache institutionelle Vertretung durch die Islamverbände habe einen Anteil daran, dass viele Muslime eine wachsende innere Distanz zum Islam in seiner organisierten Form aufbauten. Dies gelte ungeachtet der Tatsache, dass Muslimsein für viele, insbesondere Jüngere, in Deutschland zu einem „Identitätsmarker“ geworden ist. „Der Islam wird zu einer bloßen Bekenntnisreligion – und häufig zu einer Lippenbekenntnisreligion“, schreibt Blume.

Ein anderes Feld, auf dem er Anzeichen eines Niedergangs findet, ist die Demographie: In Teilen der islamischen Welt, vor allem unter Bessergebildeten, sinken die Geburtenraten. Blume führt das auf die „Traditionismusfalle“ zurück: Frauen sind häufiger als früher berufstätig, ein Umstand, der eine besondere Herausforderung für konservative Religionsgemeinschaften darstellt. Denn diese könnten ihren Kinderreichtum nur dann aufrechterhalten, „wenn sie entweder ihre Lebenswelten stabil halten (...), oder wenn sie sich auf die schnellen Veränderungen

durch neue Angebote wie Kindergärten oder Schulen einstellen“. Dies gelinge beispielsweise orthodoxen jüdischen Gemeinden oder den Amischen besser als der islamischen Welt, in der Junge und Bessergebildete in der Regel keine aktive Familienpolitik und kaum Religionsfreiheit vorfinden – und daher entweder weniger Kinder bekommen oder auswandern.

Während es Blume gelingt, diese mittel- bis langfristig wirksamen Phänomene, die dem Alltagsleser manchen Lesers widerstreben dürften, differenziert aufzubereiten und zu belegen, überzeugen andere Teile des schlanken Bandes weniger. Etwas die Kapitel über die Erstarrung des Islams aufgrund des Verbots der Druckerpresse im fünfzehnten Jahrhundert, über den Verschwörungsglauben oder über den „Fluch des Öls“, die teilweise selbst auf etwas hinauslaufen, was Blume eigentlich demontieren möchte – eindimensionale Erklärungsmuster.

Oft gelingt es ihm jedoch, aufschlussreiche Ansätze zu finden, um die geistige Krise der islamischen Welt zu belegen und zu deuten. So sieht er im verbreiteten Glauben an eine antislimische Weltverschwörung auch eine Krise des Monotheismus – nicht mehr der Glaube an das absolut Gute stehe im Mittelpunkt des Denkens, sondern der Glaube „an ein weltbeherrschendes Böses, gegen das zu kämpfen ist“. Für Blume belegt das letztlich das Versagen der islamischen Theologie. Dies zeige sich nicht zuletzt darin, dass die maßgeblichen Verschwörungsmen, die die islamische Welt heute prägen, seit dem neunzehnten Jahrhundert unkritisch aus der westlichen Welt übernommen worden seien. Ironischerweise werden westliche Bildungsangebote auf anderen Feldern zugleich abgelehnt – auch sie seien, so heißt es, Teil der Verschwörung gegen den Islam.

CHRISTIAN MEIER



Michael Blume: „Islam in der Krise“. Eine Weltreligion zwischen Radikalisierung und stillem Rückzug.

Patmos Verlag, Ostfildern 2017, 192 S., geb., 19,- €.